

Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573426>

Nutzungsbedingungen

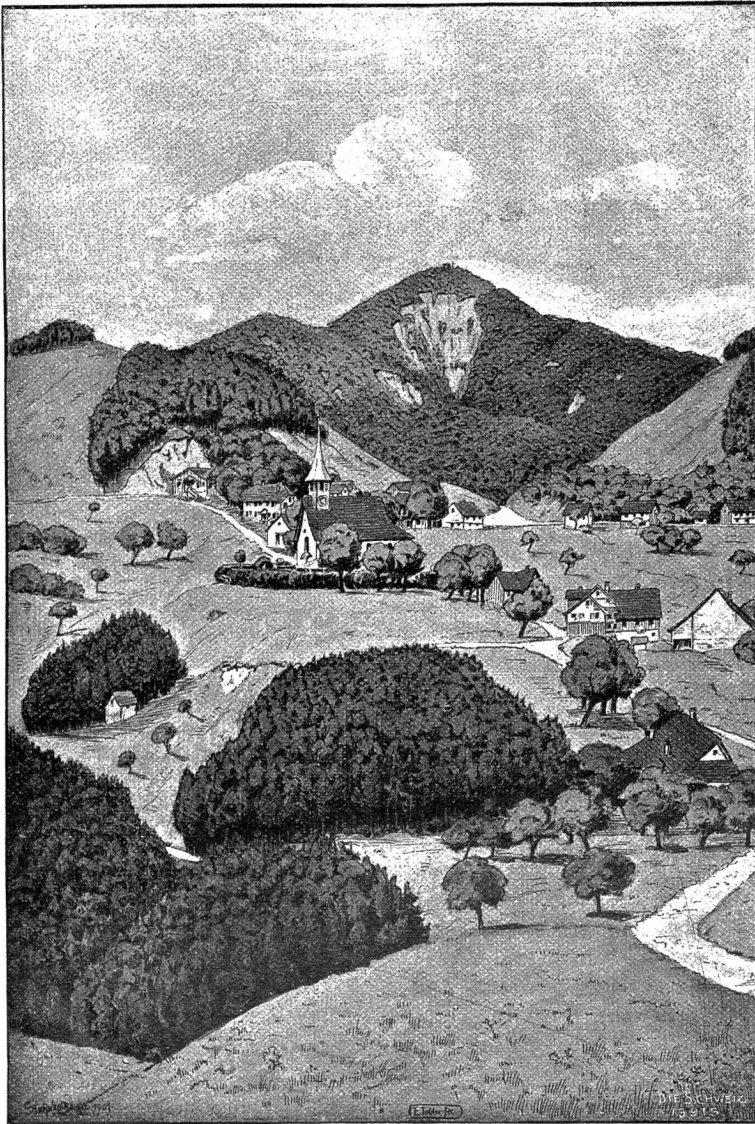
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sternenberg mit dem Hörnli (920 M. ü. M.).
Nach einem Aquarell von Ernst Tobler, Zürich-Darmstadt.

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Maitlands Neugierde ist erst recht aufgestachelt. „Basallensblut ist nicht mit Königen verwandt“ ... Was wollte er damit sagen? Und rund heraus verneint hat er die Verwandtschaft nicht. Und die seltsame Mischung von Widerwillen und Neid, mit der er von seinem Geld sprach! Was zum Teufel steckt denn hinter der Herkunft dieses Malers?

Der alte Herr zieht seinen struppigen grauen Schnurrbart links und rechts aus und schaut in fast komischer Verzweiflung um sich. Wird ihm denn niemand dieses Rätsel lösen? Es ist doch ganz unmöglich, daß er mit solchen Orakelsprüchen vor der sehr praktisch denkenden Frau Maitland bestehen kann.

Während er so um sich schaut, begegnet er den fetten, lustigen Augen des alten Admirals Holt, der ihm über seine Zeitung hinweg freundlich zublinzelt, und halb instinktiv lächelt und blinzelt auch er.

Da legt der alte dicke Herr die Zeitung auf den Tisch und kommt zum General hinübergewatschelt.

„Sie befragen Linnell über seinen amerikanischen Better?“ fragt er halblaut. „Ich sah's nämlich seinem Gesicht an; so schnurrt er immer, wenn von diesem jungen Mann die Rede ist. Wenn es Sie interessiert, ich kenne die ganze Geschichte.“

„Sind sie also verwandt?“

„Natürlich, obwohl Sir Austen die Verwandtschaft keinen Augenblick anerkennen will. Er läßt sie auch nicht in die Pairie eintragen. Er leugnet sie hartnäckig. Und der Maler ist viel zu stolz und empfindlich, als daß um seiner willen die schmutzige Wäsche der Familie an die Sonne gehängt werden müßte. Der alte Sir Austen ist auch nicht wählerisch in den Ausdrücken, wenn er von des Malers Mutter und Vater spricht. Und der Sohn ist in dieser Beziehung riesig heikel, würde lieber auf die Erbfolge verzichten, als seine Eltern befehlen lassen. Aber deshalb ist feinen Augenblick zu bezweifeln, daß der Maler der einzig berechnigte Nachfolger in der Pairie ist, wenn der jetzige Sir Austen einmal die Augen schließt.“

„Aber warum will Sir Austen ihn nicht anerkennen?“

„Das ist eine eigene Geschichte. Ich will sie Ihnen in striktem Vertrauen erzählen; als Freund von des Malers Vater kenne ich sie von Anfang bis zu Ende. Der Vater des jetzigen Sir Austen hatte einen Bruder namens Charlie, einen lebendigen, feurigen Burschen, mit viel Unfuss im Kopf und allerlei tollen Streichen bei der Hand. Er verliebte sich in eine hübsche Tänzerin, Miss Violet nannte sie sich, und er muß ziemlich weit mit ihr gekommen sein; denn seine Familie machte sich plötzlich hinter die Geschichte und trieb die beiden auseinander. Charlie mußte nach London, die Tänzerin mit ihrer Truppe nach Australien. Aus der Marine mußte er Abschied nehmen und wurde in eine gute Stellung im Kriegsdepartement versetzt. Und wirklich, das Wunder vollzog sich ganz, wie die Familie es gewünscht hatte. Charles wurde soldat, Charles wurde still, Charles wurde fromm. Er betrat kein Theater mehr, hielt erbauliche Vorträge und setzte seine Freunde alleamt in sprachloses Staunen durch sein vorbildliches Benehmen. Er kam in alle möglichen Ehrenämter, allerorts las man seinen Namen als Vorsitzenden, Ehrenmitglied u. s. w. Und ein Tag kommt, an dem Charles seine Heirat anzeigt mit einer Verwandten von ihm, der Tochter eines Dekans, eine famose Partie, von der die ganze Familie entzückt ist.“

„Dann ist der Maler wohl ein Sohn dieser Dekanstochter und dieses Charles?“

„Nein, nein,“ lacht der dicke Herr verschmizt. „Die Dekanstochter bekam zwar auch einen hübschen Knaben, den der jetzige Sir Austen als eine Art Better anerkennt und der jetzt Pfarrer in Northumberland ist. — Etwa drei Monate, nachdem dieser Knabe geboren war, hält Charles sich mit seinem Schwiegervater, dem Dekan, in Melbourne auf; sie genossen die Gastfreundschaft ihres hochwürdigen Freundes, des Bischofs. Fast am gleichen Tag ist auch eine fahrende Schauspieltruppe in Melbourne angekommen und will Gastspiele geben. Der Dekan ist ein gutmütiger Mensch und entschieden der Meinung, Schauspieler und dergleichen Leute hätten Befehrung besonders nötig. So veranstaltet er denn einen Abend, an dem die Truppe zu einem besonders an sie gerichteten Vortrag eingeladen ist. Der bekannte Philantrop, Herr Charles Linnell, soll eine hübsche kleine Rede halten, und da der gutmütige alte Herr so vorsichtig war, den Schauspielern als Entgelt für den Ausfall ihrer Einnahmen eine nette Summe überreichen zu lassen, so kamen sie auch wirklich. Charles hielt eine geradzu rührende Ansprache, und alles schien, wie immer, aufs beste ablaufen zu wollen, als eine der Schauspielerinnen plötzlich ausruft: Ach Charlie, was redest du für Unfuss! Kennst du mich nicht, deine Gattin, die soeben von Australien zurückgekommen ist? — Und es stellte sich heraus, daß sie



Kirchlein von Sternenberg (St. Zürich).
Nach Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich = Darmstadt.

wahr sprach; Charles hatte sich sechs Jahre früher in Plymouth mit ihr trauen lassen."

"Ach — Bigamie!" ruft der General voll Entsetzen.

"Bigamie, ja, wenn Sie der Sache einen häßlichen Namen geben wollen. Vierundzwanzig Stunden später war Charlie mit der rechtmäßigen Frau Linnell verschwunden, und die Dekanstöchter war wieder ledig."

"Was für eine peinliche Situation!" ruft der General.

"Beinlich, jawohl! Frau Linnell Nummer Zwei weinte sich fast die Augen aus. Aber die Familie stand ihr fest zur Seite, das muß man sagen. Das Haupt des Hauses erklärte, er werde Frau Linnell die Erste niemals als zur Familie gehörig anerkennen, und er hinterließ, soviel als er hinterlassen konnte, Frau Linnell der Zweiten und ihrem Knaben, dem Pfarrer von Northumberland. Charlie ist inzwischen nach Boston gegangen; nach England zurück durfte er nicht, weil der Dekan ihn wegen Bigamie verfolgt hätte. In Amerika entdeckten die beiden, daß noch eine



Bille erfunden werden sollte, und sie erfanden sie. Bald klebten alle Hügel voll von ihren Reklame-

plakaten, und das Geld flog ins Haus wie Märzenstaub. Und auch Frau Linnell die Erste beschenkte Charlie mit einem hübschen Knaben. Es ist dies der Maler, der vielbesprochene und geleugnete; er seinerseits erkannte die Verwandtschaft wenigstens insofern an, daß er nach seiner Eltern Tod das große Vermögen mit dem Pfarrer in Northumberland aus freien Stücken teilte. Und dieser Pfarrer erkannte die Verwandtschaft gerade soweit an, als nötig war, um das Geld einzusacken.

„Das war aber riesig nobel von dem Maler.“

„Nobel? Das will ich meinen! Der Kerl steckt überhaupt voll Sentimentalitäten. Will seinen Titel nicht reklamieren, um dem Pfarrer nicht zu schaden, und der haßt ihn zum Dank für alles wie Gift. Den größten Teil seines Einkommens gibt er für Wohlthaten aus und braucht das Wenigste für sich, weil er die fixe Idee hat, die „Linnellschen Willen“ seien eine halbe Enteuerung für die Familie und keine eigentlich reine Einnahmsquelle gewesen, und doch kennt er andererseits den Wert seines Geldes sehr gut, überschätzt ihn sogar insofern, als er Freundlichkeiten, die man ihm erweist, leicht nur auf das Konto seines Reichthums setzt. Auch weicht er den Frauen aus, weil er meint, sie angeln nur seines Geldes wegen nach ihm.“

„Dann ist es also besser, meine Tochter tut so, als wisse sie nichts davon,“ entfährt dem General.

„Ach richtig, richtig, Sie haben ja eine Tochter,“ sagt der alte Herr mit breitem gutmütigem Lachen.

Achtes Kapitel.

Es muß nun offen zugestanden werden, daß Linnell eine unverhältnismäßig lange Zeit braucht, um das liebliche arabische Mädchen im Vordergrund seines neuen Bildes zu malen. Er ordnet und ordnet das Kleid und die Haltung so eifrig, daß Psyche nicht wenig erstaunt ist über die Genauigkeit, die der Beruf eines Malers erfordert. Es mißfällt ihr aber durchaus nicht; denn jedes Mal, wenn Linnell fragt: „Sind Sie müde?“ antwortet sie lächelnd, mit einer Art kindlichen Staunens: „O nein, wie könnte man davon müde werden? Ich könnte hier sitzen und gemalt werden für ewig.“

Denn Psyche hat noch nie gewußt, daß sie so schön ist. Linnell besitzt eine ungewöhnliche Gabe, Köpfe zu idealisieren. Und Psyches hübscher Kopf, den der Künstler mit dem verklärten Auge der Liebe geschaut, gerät so schön auf der Leinwand, daß sie ihn selbst kaum erkennt.

„Geben Sie sich immer so viel Mühe mit Ihren Modellen?“ fragt sie in einer Pause, in der der Maler zurückgetreten ist, um seine Arbeit zu betrachten. Und Linnell lächelt und antwortet aufrichtig: „Nein; nur wenn ich mein Modell solcher Mühe wert halte.“

„Und im Osten, wer sitzt Ihnen da?“ fragt Psyche mit einem großen Blick ihrer klaren Augen.

„Niemand, der des Malens so wert wäre wie Sie. Meistens Tänzerinnen, und auch Einheimische manchmal, die ihre Gesichter nicht verschleiern. Aber in Unterägypten und in Algerien sind die meisten anständigen Frauen weder für Liebe noch Geld zu bewegen, ihre Gesichter zu zeigen.“

Psyche zögert ein wenig; dann sagt sie zaghaft: „Papa ist noch nie gemalt worden; denken Sie nicht auch, es sollte ein Bild von ihm vorhanden sein?“

Linnell staunt. „Sie wollen doch nicht sagen, daß kein Bild von Ihrem Vater existiert?“

„Nicht einmal eine Photographie,“ sagt Psyche mit leichtem Kopfschütteln; „er läßt sich nicht abnehmen, er liebt es nicht. Er sagt, eine Welt, die seine Bücher nicht lese, könne auch nicht sehr neugierig darauf sein, wie sein äußerer Mensch aussehe. Und doch meine ich, man sollte auf irgend eine Art ein Bild von ihm bekommen können. Ich habe dabei die Zukunft im Auge. Es wird die Nachwelt sicherlich interessieren, wie ein so großer Mann ausgesehen hat.“

„Dann haben Sie also festes Vertrauen, daß er einstens anerkannt werde?“

„Felsenfestes,“ antwortet Psyche mit ruhiger Würde. „Ich mache natürlich nicht Anspruch darauf, seine Philosophie und all das zu verstehen. Aber ich meine, ich müßte nicht wert sein, seine Tochter zu heißen, wenn ich nicht sehen könnte, daß ein Mann mit einem so großen Charakter wie der Vater seine

ganze Seele in Bücher legen muß, die nie vergessen werden können. Alle Vernachlässigung und Nichtachtung der Welt kann mich von dieser Erkenntnis nicht abbringen.“

„Das glaube ich Ihnen,“ murmelt Linnell leise, „und eines der Dinge, die ich am meisten an Ihnen liebe, Psyche, ist die Wertschätzung Ihres Vaters. Es zeigt, wie Sie sagen, daß Sie nicht unwert sind, eines so großen Mannes Tochter zu sein.“

Er hat sie noch nie vorher Psyche genannt; er tut es jetzt in einfacher, selbstverständlicher Weise. Und Psyche, obwohl sie tief errötet, nimmt keine Notiz von der lecken Zurücksetzung der konventionellen Form. Es ist ihr lieber, daß Linnell in so selbstverständlicher Weise diese familiäre Anrede braucht, als wenn er sie formell darum gefragt hätte.

„Papas Kopf würde ein prächtiges Porträt geben,“ sagt sie nach einer Weile nachdenkend.

„Ja, ich sah noch nie in meinem Leben noblere Züge. Wenn ich nur jemand herbringen könnte, der befähigt genug ist für diese Arbeit.“

„Möchten Sie es nicht selbst tun?“

Linnell zögert. „Es ist nicht mein Fach,“ sagt er. „Ich kann Anmut und zarte Schönheit treu wiedergeben, aber nicht diese behre, männliche Größe. Ich würde fürchten, Ihrem Vater nicht genügend gerecht zu werden.“

„O, denken Sie doch das nicht!“ ruft Psyche mit Wärme.

„Sie schätzen Papa, Sie bewundern ihn, Sie verstehen ihn. Sie kennen auch die Sprache der Linien in seinem Gesichte. Ich glaube, daß niemand ihn so treu wiedergeben könnte wie gerade Sie.“

Sie schaut fast bittend zu ihm auf.

„Glauben Sie das wirklich?“ ruft Linnell, und seine Augen leuchten. Sie ist nur ein einfaches Landmädchen, und doch hebt ihr tiefes Vertrauen in seine Kunst sein Selbstbewußtsein. Er braucht Ermutigung und Glauben an sein Können. „Wenn Sie meinen, ich könne es,“ sagt er nach einer Weile, „ich wäre stolz, meine unerfahrene Hand an diesem Bilde zu versuchen; ich würde unsterblich, nur aus dem Grunde, der Maler des einzig vorhandenen Originalbildnisses von Haviland Dumaresq zu sein.“

„Sie teilen meinen Enthusiasmus,“ lächelt Psyche.

„Das tue ich wirklich,“ antwortet er mit einem langen Blick in ihre Augen, „ich teile ihn doppelt. Erstens bewundere ich Ihren Vater in höchstem Grad, und zweitens,“ fügt er fast mit Andacht hinzu, „habe ich selbst eine Mutter gehabt, über die kein Lob mir zu viel erscheinen würde.“

„Haben Sie sie gemalt?“ fragt Psyche mit sympathischer Wärme im Ton.

Linnell schüttelt den Kopf.

„O nein, sie starb, ehe ich alt genug war, um malen zu können. Aber,“ fügt er nach einer Pause in seinem scheuesten, zaghaftesten Tone hinzu, „ich besitze ein Miniaturbild von ihr, wenn Sie es gerne sehen wollen.“

„Sehr gerne,“ sagt Psyche weich.

Linnell greift an die Brust und zieht ein Miniaturbild in schmalen Goldrahmen hervor, das an einem schwarzen Seidenband um seinen Hals hängt. Psyche neigt sich lange darüber. Es ist das Bild einer Matrone mit anmutigen, gültigen Zügen, das schneeweiße Haar von einer schwarzen Spitzenhaube umrahmt. Aus ihren Augen, die denen Linnells so ähnlich sind, spricht Bartsinn und kluge Güte. Einen kräftigen Verstand liest man von der weißen, breiten, hochgewölbten Stirne ab und einen klaren, festen Willen aus dem breiten, etwas vortretenden Kinn. Linnells Kinn ist schmaler und hat weichere Linien. Die schwache Hälfte seiner Natur, das lehrt der Blick auf dieses bedeutsame Frauengesicht, das keinen einzigen Zug geistiger oder moralischer Schwäche hat, muß Linnell von seinem Vater geerbt haben.

„Das muß eine wirklich große Dame gewesen sein,“ sagt Psyche nach langer Betrachtung.

„O nein, gar nicht,“ antwortet Linnell aufrichtig. „Sie war nur eine Sängerin, eine Bühnensängerin. Aber sie sang, wie ich nie einen Menschen singen gehört habe, und ihr Leben war reine Selbstlosigkeit.“

„Erzählen Sie mir von ihr!“ sagt Psyche.

(Fortsetzung folgt).



Junge Walliserinnen.

Nach dem Gemälde von Charles Girou (Devey)
in der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

